

Joachim Behnke

Nach 20 Jahren

Die Arbeit
der katholischen Vertriebenenorganisationen
Rückblick und
Schwerpunkte für die Zukunft

Bernward Verlag

Joachim Behnke · Nach 20 Jahren

**Die Arbeit
der katholischen Vertriebenenorganisationen
Rückblick und
Schwerpunkte für die Zukunft**



BERNWARD VERLAG HILDESHEIM

© 1966

Bernward Verlag GmbH Hildesheim

Goslarsche Straße 23 Postfach 1047

Herstellung Schwitalla, Himmelsthür

Das vorliegende Referat hielt *Joachim Belucke*
am 5.12.1965 in Königstein/Ts auf der Studientagung der katholischen
Vertriebenenorganisationen.



Zum Geleit

Am 5. Dezember 1965 hielt Jochen Behnke das nun gedruckt vorliegende Referat – am 25. Januar 1966 holte Gott ihn heim in sein Reich. So wurde dieser Vortrag sein Testament an die katholischen Vertriebenen.

Nicht nur die Danziger Katholiken kennen seine vorbildliche Tätigkeit in der Jugend seit 1947 und im Bildungswerk der Danziger Katholiken, dem Adalbertuswerk, seit 1960. Er war das Gegenteil eines Funktionärs oder eines Interessenvertreters. Stets – und das beweist sein Referat voll und ganz – ging es ihm um die Verwirklichung der Gerechtigkeit nach allen Seiten, einer Gerechtigkeit, die ihre Wurzeln nicht in Rechtsformeln, sondern im Evangelium findet. Beide Gemeinschaften der Danziger Katholiken verdanken ihm viele Impulse für Weg und Organisation ihrer Arbeit, für Themen und Veranstaltungen. Nicht zuletzt sei auf die Veröffentlichungen im Bernward-Verlag hingewiesen, die seiner Initiative zu verdanken sind. Die von ihm begonnene Buchreihe zu Fragen der Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas soll mithelfen, die Partner im Osten kennenzulernen, gründlich kennenzulernen, denn der Dialog mit unseren Nachbarn setzt Kenntnisse voraus, sonst verfallen wir einer Romantik, der sehr leicht die Enttäuschung folgen kann.

Überall, wo Jochen Behnke erschien, schlug ihm Anerkennung entgegen, jeder merkte, daß hier eine Persönlichkeit umfassenden Wissens und reinen Herzens zu ihm sprach. Alle, die mit ihm zusammengearbeitet haben, werden in seinem Sinne weiterwirken. Dazu soll die Veröffentlichung des Referates mithelfen.

Jochen Behnke hat sich bei diesem Vortrag nicht die Aufgabe gestellt, eine Laudatio auf die zwanzigjährige Arbeit der katholischen Vertriebenenorganisationen zu halten – auch das wäre möglich gewesen – er wollte durch eine bewußt kritische Rückbesinnung auf ein auch in der Zukunft kraftvolles und fruchtbares Wirken drängen.

Edmund Neudeck

Disposition

Seite 7 Aus den Reden des polnischen Hofpredigers Skarga

Seite 11 **Vertriebenenarbeit 1965 - Sind die katholischen Gruppen mitentscheidend geworden bei den bewegenden Fragen auf dem Vertriebenensektor?**

Seite 11 Aktuelle Fragen und Probleme in der jetzigen Zeit

Seite 12 Anfänge der Vertriebenenarbeit in Westdeutschland

Seite 15 Eine Umfrage im Auftrage des Vertriebenenministers

Seite 17 Kritische Fragen an uns, die Heimatvertriebenen

Wir behandeln unsere Jugend als „ostdeutsche Jugend“. Ist sie es noch? - Sind unsere Sorgen zu Sorgen des ganzen Volkes geworden? - Hat die Vertreibung einen echten religiösen Aufschwung gebracht? - Wie können wir unser religiös-kulturelles Erbe erhalten? - Warum sinkt das Interesse an unseren Verbänden? - Haben wir die nachgewachsene Generation genügend geformt? - Sind wir zu leicht bereit, mit der neuen Umwelt zu verschmelzen?

Seite 29 **Unsere Vertriebenenarbeit in der Zukunft - Wo sollten wir die Schwerpunkte setzen?**

Seite 29 Der Dialog mit dem Osten

Seite 33 Übernahme moderner Bildungsmethoden

Seite 35 Politische Aktivität tut not

Seite 36 Vorschau in die Zukunft

Aus den Reden des polnischen Hofpredigers Skarga

„Volkreiche Städte, große Reiche und Staaten vergingen und zerfielen, Völker gaben Völkern die Hand zum Abschied auf dieser Erde! Aber in der Geschichte der Menschen hat alles seine Ursachen, weil sie ja begründet ist im Verstand und freien Willen. Was Überlegung, Eifer und Tugend des Menschen aufbauen, können des Menschen Unverstand, Nachlässigkeit und Bosheit wieder zerstören.

Wie unser Leib sowohl durch innere Krankheiten als auch durch äußere Gewaltanwendung zugrunde gehen kann, so kann auch der Staat zerfallen durch innere Erkrankung oder durch Raubkriege der mächtigen äußeren Feinde. Beide Gefahren müssen kluge Staatsmänner mit Gottes Hilfe geschickt vermeiden. Für die inneren Krankheiten haben sie Hilfsmittel und für die Kriegsgewalt entsprechende Verteidigung.

Heute aber muß ich auf dieser erlauchten Versammlung besonders über jene Krankheit sprechen, die unser Volk dem Untergange näherbringt . . . : Das sind die Sünden, die zum Herrgott um Rache schreien, die wie eine trübe Flut das Land überschwemmen und seine Bewohner verschlingen wollen. Und hier muß ich die Worte des Propheten Isaias anführen: Das Land ist entweiht unter seinen Bewohnern, denn sie haben das Gesetz übertreten, das Recht verkehrt und den uralten Bund gebrochen. Darum ein Fluch an dem Lande, und es müssen büßen, die auf ihm wohnen. (Is. 24, 5-6) Die Ungerechtigkeiten, Kränkungen, Verleumdungen, Meintaten, durch die unser Reich und seine Bewohner erschüttert werden, und die man nicht lassen und bessern will, ziehen den Fluch des Propheten auf unser Vaterland. . . . So verfuhr Gott im Alten Bunde mit den heidnischen Völkern in Kana, die wegen ihrer Sünden und ihrer Laster ausgerottet wurden, und dem Volke seiner Wahl gab er ihr Königreich.“

Sie werden gemerkt haben, meine Damen und Herren, daß das nicht meine eigenen Worte sind, die ich hier an den Anfang stelle. Sie könnten aus dem Jahre 1965 stammen, wenn Sie einen Blick auf die Dinge werfen, die in unseren Tagen geschehen!

Diese Worte sind etwa aus dem Jahre 1587, nicht von einem Deutschen, sondern von einem Polen gesprochen. Es war der Jesuit Peter Skarga, der in den Jahren von 1587 bis 1597 jeweils zu den Eröffnungen des

Reichstags, des Sejm, würden wir sagen, die Antrittspredigt hielt. Peter Skarga war – nach der polnischen Literaturgeschichte von Prof. Dr. Kleiner – die erste überragende Persönlichkeit in der polnischen Literatur, ein „Seelenbezwinger“, wie ihn seine Gegner nannten. Er war Polens bedeutendster Prediger und Mickiewicz sagt von ihm: „Skarga ist nicht der Vertreter einer Partei oder einer bestimmten Epoche, in ihm spiegelt sich Polen, die ganze Nation mit ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“¹. Skargas Mahnrufe haben zu seiner Zeit im polnischen Volke keine genügende Beachtung gefunden. Erst als das Land durch die dreimalige Teilung in tiefes nationales Unglück stürzte, erinnerte man sich seiner prophetischen Worte. Aber mir will scheinen, auch in unserer Zeit hat diese gewaltige Persönlichkeit jedem, der sein Vaterland liebt, etwas zu sagen, denn viele seiner Worte haben und behalten überzeitlichen Wert.

Lassen Sie mich noch einen kleinen Abschnitt aus einer seiner Predigten vorlesen, und denken Sie dabei nicht an das 16. Jahrhundert, das zerstritten und in Konfessionskämpfe verwickelt war, sondern denken Sie an das Jahr 1965:

„Oh, mein Gott, was für ein Aufwand wird in unserem Königreich getrieben, der jedes Erbarmen ertötet hat. Von der Jugend bis zum Alter haben alle heilige Zucht und einfache Lebensweise verlassen, das altpolnische genügsame Leben verachtet. Jedermann muß heute Wein haben, denn Wasser, mit dem wir uns früher begnügten, spielt keine Rolle mehr. Starkes Bier, das selbst Erwachsenen schädlich ist, gibt man heute schon der Jugend. Für eine tägliche Kanne Wein verschwendet man im Jahr etwa 100 Goldstücke. Selten sieht man Herrschaften ohne Seidenkleider, ohne ein Sechspferdegespann, ohne eine Anzahl Diener in teurer Livree. Niemand will mehr ohne reichlich geschmückte Kutsche ausfahren. Allein die Reitersattel der Gespannreiter oder auch nur ein einziges Pferd im Gespann kostet einige 100 Goldstücke. Die Frauen kleiden sich in so kostbare Gewänder, daß es keine Grenzen der Verschwendung mehr zu geben scheint. Die Vergeudung für Seide, für goldenen Kopfschmuck, für Schleppen und Schnallen kann man kaum ermessen. Eine große Zahl von außergewöhnlichen Gerichten muß der Tisch zeigen, damit man sich Geltung verschaffe, denn die Verminderung

der Ehre und Anerkennung bei den Standesgenossen wird als Unglück peinlichst vermieden. . . Oh Polen, du schändliches Sodoma, mit deiner Verschwendung, mit deinem Aufwand und deinem Reichtum, aber mit deiner grausamen Herzenshärte gegen deine Untertanen und Armen! Wie schnell kannst du in den Abgrund stürzen. Kein Staatsbürger liebt das Reich von Herzen. So sehr sind die Bürger von Geldgier ergriffen, daß der Raub an öffentlichen Geldern im Reiche zugenommen hat und daß sich keiner mehr darüber ein Gewissen macht. Wenn einer von den öffentlichen Steuern stiehlt, dann ist das ein grober Diebstahl. Aber bei uns braucht sich keiner darüber wegen Bestrafung Sorge zu machen. Wenn es heißt, für das allgemeine Wohl etwas zu tun, wenn das zudem schwer und hart ist, so findet man niemanden. Zur Prachtentfaltung aber bei den Reichs- und Landtagen für Leibgarden, für Soldaten bei Rachezügen gegen Feinde, für Großtuererei und Prahlerei, um Dörfer neu zu erwerben, dafür ist immer Geld da. Wenn es aber um Staatsgelder geht, oh Gott, wie schmutzig werden da die Hände, und kaum wird die Hälfte vom Gelde der armen Leute und Bürger abgeliefert. So weit geht der schamlose und erbarungslose Diebstahl gegenüber dem Vaterland, das doch unsere geliebte Mutter ist. Männer von Erfahrung sagen, daß wohl kaum ein so unglückliches Reich zu finden sei, das bei seinen eigenen Kindern und Söhnen so wenig Liebe findet, wie Polen.

Wer zählt bei uns die Verleumdungen vor Gericht und bei Vorladungen, den Verrat bei Gerichtssitzungen, die Betrügerei und Heuchelei in unserem Gemeinschaftsleben?

Wer zählt bei uns die gemeine Blutschande und die gemeinen öffentlich bekannten Ehebrüche, die Meineide, die falschen Zeugnisse und die anderen Gemeinheiten, die kein Gericht und keine Strafe finden?

Wer zählt bei uns die Zuchtlosigkeit, Unkeuschheit und Schamlosigkeit der Jugend, die mit ihren Sünden das ganze Land verpestet hat?"² ×

Ich habe die Ausschnitte aus den 400 Jahre alten Reichstagspredigten an den Anfang meines Referates gestellt, weil ich selbst beim ersten Lesen dieser Lektüre ergriffen und betroffen war. Nicht, weil ich meine, daß wir voll Pessimismus den Untergang unseres Vaterlandes durch die Zuchtlosigkeit und Zügellosigkeit voraussehen müßten, sondern, weil ich nur glaube, daß in diesen Worten deutlich wird, wie schnell ein Volk den Boden von Lauterkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit

und Pflichtbewußtsein verlassen kann, wenn einmal die materiellen Voraussetzungen dazu die Grundlage geben. An den Rand des Unglücks kann ein Volk so geraten, wenn es nicht Gesetze bedenkt, die dem Gemeinwohl dienen. Ich will nicht die düstere Prognose stellen: So ist das Deutschland 1965! Aber nüchtern genug muß ich sein, um zu sagen, daß ich auch bei uns Symptome sehe, die eine ähnliche Entwicklung anbahnen könnten, wie sie uns hier geschildert worden ist. Lassen Sie mich nur zwei Geschehnisse als Beispiel zu bedenken geben:

Sie werden sich mehr oder weniger deutlich an das erinnern, was sich abspielte, als das Konkordat in Niedersachsen abgeschlossen wurde. Kräfte, die wir längst nicht mehr in unserem Vaterlande wirksam glaubten, versuchten, alles, was Kirche, alles, was Gläubigkeit betrifft, lächerlich zu machen und beiseite zu drängen. Wir glaubten nicht, daß 20 Jahre nach der nationalsozialistischen Ära so etwas möglich wäre.

Ich darf Sie zweitens an gewisse Reaktionen auf die EKD-Denkschrift erinnern. Ganz gleich, von wo sie ihren Ausgang nahmen, ganz gleich, ob die Denkschrift Richtiges oder Falsches darlegt, daß es Leute gibt, die denen, welche sich ehrlich um einen Weg mühen, mit brutaler Gewalt, mit Drohbriefen bis zur Mordandrohung ihre Meinung aufzwingen wollen, ist ein Symptom, das uns unruhig machen muß.

**Vertriebenenarbeit 1965 -
Sind die katholischen Gruppen mitentscheidend
geworden bei den bewegenden
Fragen auf dem Vertriebenensektor?**

Sie haben mir ein Thema gestellt, und ich bin dankbar, meine Gedanken dazu vortragen zu dürfen. Doch es wuchs bei den Vorüberlegungen zu diesem Referat bei mir die Sorge, hier überhaupt Gütiges darlegen zu können. So ehrenvoll es ist, die Bestandsaufnahme nach 20 Jahren zu versuchen, so schwierig ist doch für einen einzelnen diese Aufgabe. Es können nur Aspekte sein, die ich Ihnen vorlege, Aspekte aus der Sicht, die mir gegeben ist. So möchte ich Sie bitten, die Dinge, die ich Ihnen sage, aus Ihrer Sicht mitzubetrachten und jeweils für sich und Ihre Gemeinschaft Bilanz zu ziehen.

Aktuelle Fragen und Probleme in der jetzigen Zeit

Es geschieht wieder viel auf dem Vertriebenensektor nach Jahren der Ruhe, der Gemächlichkeit und eines gewissen Desinteresses. Lassen Sie mich einiges andeuten.

Da ist innenpolitisch die Passierschein-Frage akut.

In der Außenpolitik schauen wir auf die nationalistischen Entwicklungen in Polen und Frankreich.

Denken wir auch daran, wie hilflos wir der Tausend-Jahrfeier der Christianisierung Polens gegenüberstehen.

Denken wir an die EKD-Denkschrift, über die wir anfangen, zu diskutieren, ohne sie überhaupt gelesen zu haben.

Wie kräftig geben wir unserer Sorge um den Bildungsnotstand Ausdruck.

Wir stellen mit ängstlichem Erschrecken fest, daß die Bedrohung der Welt durch den Kommunismus stärker ist denn je.

Wir haben erlebt, daß Johannes XXIII. einen Kommunisten in Audienz empfing.

Wir erleben täglich, wie ein Konzil alte, festgewordene Formen zerbricht, so daß manchem Angst wird um seinen guten katholischen Glauben. Wir erleben, wie sich die Kirche zum Dialog mit der Welt öffnet. In unseren Tagen reiste ein Paul VI. nach Jerusalem, nach Bombay, nach New York.

Die Welt fragt nach dem Warum, wenn der Papst den Vorstand des Bundes der Vertriebenen empfängt. –

Doch nun fragen wir uns selbst, meine Damen und Herren: Was haben wir zu all dem beigetragen? Was haben wir, die katholischen Vertriebenen, daran mitgewirkt, daß dieses und wie dieses alles geschah und geschieht?

Anfänge der Vertriebenenarbeit in Westdeutschland

Lassen Sie uns rückblickend kurz erinnern, wie und warum und wozu unsere Gruppen eigentlich entstanden sind.

Es war 1946, eigentlich erst 1947 in vollem Maße, als die Militärregierung Ansammlungen von Deutschen in größerem Umfange erlaubte, da kamen wir – ein jeder mit seinen Pellkartoffeln im Kochgeschirr – zu den Treffen. Wir machten es so, daß wir 8 Tage zuvor einen Vortrupp durch das Münsterland von Bauernhof zu Bauernhof schickten, um Lebensmittel zu besorgen. Wir fühlten uns wie Artisten in der Zerstreung, die all ihre Organisationskünste aufwandten, damit die Treffen durchführbar wurden, damit wir uns wiedersehen konnten, damit wir uns wiedererleben konnten. In äußerster Primitivität begann unsere Vertriebenenarbeit. Ich entsinne mich noch genau, wie wir 1947 auf der Burg Gemen, die von Graf Galen gekauft worden war, unter dem Dach die Strohlager schichteten, um unsere Leute unterbringen zu können.

Heute kommen wir mit elegantem Anzug und Lederkoffer – wenn auch nicht mit sechsspänniger Kutsche, wie Skarga berichtet – so doch vielleicht mit 6-Zylinder – und nehmen es als selbstverständlich, wenn man uns den Türschlag öffnet und uns ehrenvoll empfängt.

Prof. Rudolf Lange hat in seiner Habilitationsschrift bei der Theologischen Fakultät der Universität München diese erste Phase folgendermaßen gekennzeichnet: „Die erste Zeit nach der Heimatvertreibung wird durch eine wirklich unheimliche Vereinzelung und Vereinsamung, durch eine Art sozialer Verinselung gekennzeichnet – man kann den durch die Vertreibung heimatlos gewordenen Menschen ‚mit einem Mast vergleichen, dessen Haltetaue gekappt sind‘. In Generationen gewachsene Zusammengehörigkeiten sind zerrissen. Die mitmenschlichen Verstrebungen mit Nachbarn, Mithausbewohnern, Schulkameraden, Freunden, Arbeitskollegen, Pfarrangehörigen mit der von ihnen vermittelten sozialen Standorthaftigkeit und ihren kulturellen Geprägtheiten, das Leben im Rahmen bekannter und bewährter Strukturen, alles das ist in der Vertreibung untergegangen. Die räumlichen sozialkulturellen Vertrautheiten des täglichen Lebens, woran sich der Mensch in der Heimat halten kann, und die seinem Leben ein von der Heimat wesentlich mitbestimmtes individuelles Gepräge geben und mit dem Bewußtsein der Geborgenheit ein gesundes Selbstgefühl schaffen, sind nun der ständigen Notwendigkeit gewichen, sich in einer unbekannten Welt mit den ihr eigenen sozialkulturellen Geformtheiten immer wieder auszuweisen und sich ihnen zu akkommodieren. So beherrscht den Heimatvertriebenen zunächst das Gefühl sozialer und geschichtlicher Ortlosigkeit, gesellschaftlicher Anonymität, der Lebensunsicherheit und -müdigkeit, es ist so, als ob sich ihm der ‚Abgrund der Gleichgültigkeit‘ auftut, zumal wenn er sich auch nicht arbeits- und berufsmäßig seinen Fähigkeiten entsprechend betätigen und entfalten kann. Um so mehr weiß sich der Vertriebene gerade in der ersten Zeit nach der Ausweisung mit seiner Familie verbunden. ‚Die Flüchtlinge leben als Familie.‘ In ihr erlebt man aneinander immer wieder neu die Heimat, in der Sprache, in den Küchenspezialitäten, im lebendigen Austausch der Erinnerungen, vor allem aber in dem selbstverständlichen Miteinander, vor dem man sich nicht erst ausweisen muß, weil man umeinander und um die Geschichte des anderen weiß

Auch die schon bald einsetzenden Bemühungen, sich sozial und wirtschaftlich ‚einzugliedern‘, finden sehr spürbare und im letzten kaum überwindbare Begrenzungen, da es unmöglich ist, den alten sozialen und wirtschaftlichen Status generell, d. h. für alle neu aufzubauen,

ganz abgesehen davon, daß diese Massenvertreibung in wirtschaftlich völlig ruinierte Gebiete hinein erfolgte. Um gleichsam eine Wand zu haben, an die sich der Heimatvertriebene anlehnen, und vor der er die Konturen seines individuellen Seins erkennen kann, greift er mit seinen Gedanken immer wieder zurück in das, was war, der Vertriebene ist ein Mensch, der zunächst und primär aus und in der Vergangenheit lebt.”³

Dennoch – oder vielleicht aus dieser Haltung heraus, hat er in dieser Zeit Entscheidendes vollbracht. Erinnern wir uns: Was geschah 1945/46 im Willen eines gefürchteten sowjetischen Führers Stalin? Nach dem Kriege fürchteten alle verantwortungsbewußten Menschen in Deutschland, daß die Flüchtlinge infolge ihres Elends, ihrer Heimatlosigkeit, ihrer Unzufriedenheit, die Nation spalten könnten und dadurch den Nährboden für ein Proletariat schaffen würden, aus dem ein Nationalbolschewismus hätte wachsen können. In einer der letzten Ausgaben des „Volksboten“ fand ich einen Aufsatz, der diesen Gedanken ganz klar ausspricht. Das war doch letzten Endes die Hoffnung des Bolschewismus, nicht an der Elbe seine Eroberungen zu beenden, sondern gerade dadurch, daß er diese Unmengen, diese 15 Millionen Vertriebenen in ein Land, das völlig ruiniert war, hineinschleuste, einen Sprengstoff zu schaffen, der sich spätestens in 2 bis 3 Jahren als Zeitzündler entpuppte und das ganze Volk in die Arme dieses bolschewistischen Proletariats hineintriebe. Aber ein entscheidendes Verdienst daran, daß Deutschland nicht der Anarchie und dem Bolschewismus verfiel, haben gerade diese dafür ausersehenen Vertriebenen gehabt. „15 Millionen beraubter, aus ihrer Heimat vertriebener, hungernder Menschen, die allein die Last der Niederlage tragen und die Sündenböcke für die Sünden des deutschen Volkes abgeben sollten, hätten genügt, die Gesellschaft und die spärlichen Ansätze staatlichen Lebens zu zerstören. Die Vertriebenen aber, die den Kommunismus kennengelernt hatten und politisch klar genug dachten, die Zusammenhänge zu erkennen wußten, wurden die entschiedensten Vorkämpfer der Freiheit und des Rechtsstaates. Sie waren es, die nicht einen Augenblick lang mit dem Kommunismus kokettierten.“ (Aus dem Volksboten)

Ich glaube, es ist gut, sich an diese Situation zu erinnern. Nicht um zu beweisen, was wir gekonnt haben und wieviel Dank man uns

schuldet, sondern aus der Sorge heraus, daß uns selbst jene Ansätze, die ja unsere Väter zumeist gemacht haben, unsere Väter und Mütter, in deren Erbe wir leben, daß diese Ansätze uns aus dem Gedächtnis nicht verlorengehen, weil sie ja weitergeführt werden müssen – weil es ein fortwährendes Ringen darum ist, daß unser Volk und unser Staat nicht in eine „Zuchtlosigkeit, Zügellosigkeit, Unlauterkeit“ und was immer Sie wollen, versinke.

Eine Umfrage im Auftrage des Vertriebenenministers

Es folgten diesen Jahren sehr randvoll gefüllte Jahre des Wiederaufbaues, der wie ein Rausch uns alle überfallen hatte. Die Generation beispielsweise, die 1945 aus dem Kriege heimkehrte, machte in Schnellkursen ihr Abitur, brachte ihre Berufsausbildung hinter sich und stand um 1952 im Berufsleben. Sie spürte dann, daß sie mit ihrer Hände und Köpfe Arbeit etwas erwerben konnte, um sich eine neue Heimat zu schaffen. Sie ist, glaube ich, sehr schnell, sehr ohne Bedenken – als Folge dieses unseres wirtschaftlichen Aufschwunges – einfach davon gepackt gewesen, wie rasch man etwas durch Anstrengungen, durch Eifer, durch Fleiß erreichen kann.

Vielleicht sind das die Jahre, die zunächst die wirtschaftliche Grundlage schafften, auf der die Bildungsarbeit in späteren Jahren erfolgen mußte. Sie wissen, was ein Karl Sonnenschein schon sagte: „Was soll ich den Menschen im Berliner Armenviertel das Evangelium predigen, wenn ich ihnen nicht zunächst die Voraussetzungen eines menschenwürdigen Lebens schaffe.“ Da ist die Alternative, die uns allen ganz klar sein muß. Wir sollten nicht mit Skepsis den wirtschaftlichen Aufschwung sehen, sondern wir sollten ihn als eine Voraussetzung für weiter folgende Anstrengungen nehmen. Aber da beginnen jetzt meine kritischen Überlegungen.

Staatssekretär Dr. Nahm hat eine Statistik veröffentlicht. Die Zahlen beruhen auf Untersuchungen des Allensbacher Instituts für Demoskopie. Die Frage des Instituts an Vertriebene aus allen Volksschichten lautete: „Wann in diesem Jahrhundert ist es nach Ihrem Gefühl Deutschland am besten gegangen?“

1951 antworteten 2 Prozent: jetzt 1951, 42 Prozent bezeichneten die Zeit zwischen 1933 und 1939 als die beste in diesem Jahrhundert! 7 Prozent meinten, zwischen 1920 und 1933, in der Weimarer Republik also, habe es Deutschland am besten gegangen. Für vor 1914 – und das scheint mir ein interessantes Generationsergebnis zu sein – entschieden sich 45 Prozent. 4 Prozent konnten die Frage nicht beantworten.

1959 ergab die gleiche Frage folgendes Resultat: heute 1959 42 Prozent, von 1933 bis 1939 18 Prozent, in der Weimarer Zeit 4 Prozent, unter Kaiser Wilhelm vor 1914 28 Prozent (vielleicht waren manche der Anhänger des Kaiserreiches jetzt nach 8 Jahren schon nicht mehr am Leben). Die Zahl derer, die keine Antwort wußten, betrug 8 Prozent.⁴

Man kann aus Statistiken vieles herauslesen. Lassen Sie mich nur auf einige Gesichtspunkte hinweisen, die wohl klar ersichtlich sind: Geben wir dem Volke Brot in Fülle, ist es zufrieden, wenn es in Ruhe gelassen wird. Im Jahre 1951 waren noch 42 von 100 Menschen der Meinung, 1933/39 sei es am besten gewesen. Waren dafür wohl nicht das Schwinden der Arbeitslosigkeit und der scheinbare wirtschaftliche Aufschwung jener Zeit ausschlaggebend, wohingegen das wirkliche Elend Deutschlands zur Hitlerzeit zweitrangig gesehen wurde? Denken Sie hier an den Anfang meines Referates, an Skarga, an die Symptome, auf die ich Sie hinwies.

1951 bis 1959 wurde die Prozentzahl für die Jahre 1933-1939 geringer. Hingegen stieg die Zahl derer, die das „Jetzt“ am besten fanden, von 2 auf 42 Prozent. 1959 war aber in Deutschland einzig und allein der wirtschaftliche Aufstieg auf einem ersten Höhepunkt angekommen. Weder die Friedensgrenze, noch die Eingliederung der Vertriebenen, noch sonstige Fragen sind eigentlich zu diesem Zeitpunkt befriedigend gelöst gewesen.

Wie würde die Umfrage wohl 1965 aussehen? Ich glaube nicht, daß sich die größte Prozentzahl für 1965 als bestes Jahr entscheiden würde. Der wirtschaftliche Aufstieg geht seit einiger Zeit nicht mehr gleich steil aufwärts, und ein gewisses Unbefriedigtsein greift um sich. Doch hat das, meine ich, noch einen anderen Grund. Unsere Zeit ist aufgewühlt von vielen Problemstellungen, und alles ist kritisierbar geworden, obwohl die Zusammenhänge oft schwer zu überschauen

sind. Selbst im heiligsten Bereich, der von unseren Vätern nicht anzutasten gewagt wurde, wird heute Stellung genommen, Kritik geübt – gutwillig, mutwillig, böswillig. Es ist schwer, sich in solcher Zeit zurechtzufinden, klare Haltepunkte zu sehen und sich nicht zu verwirren oder um des Kritisierens willen an allem Kritik zu üben. Aber es ist auch eine erfreuliche Zeit, eine Zeit, das Gewissen zu schärfen und aus innerer Verantwortung heraus, an dieser Welt mitzubauen.

Kritische Fragen an uns, die Heimatvertriebenen

Lassen Sie mich jetzt den Versuch unternehmen, in aller Bescheidenheit und aus meiner Sicht, über das zu reflektieren, was wir getan, und was wir versäumt haben, was 1965 da ist.

Meine Damen und Herren, auch wir leben in einer gewissen Unzufriedenheit. Vielleicht liegt es daran, daß der D-Zug, in dem wir sitzen, auf einmal langsamer fährt. Sie wissen: Des Menschen Sinn für Geschwindigkeit ist sehr relativ. Ist man eine halbe Stunde 140 Std/km gefahren und bremst, und fährt 60, meint man, aussteigen und nebenhergehen zu können. Vielleicht geht es uns in unserem Staat ähnlich, wie mit dem Fahrzeug. Statt den realen Wert auf dem Tachometer abzulesen, vergleichen wir mit der Geschwindigkeit der Vorjahre und werden unzufrieden.

Vielleicht sind wir aber auch mit uns selbst nicht recht einverstanden, weil wir selbst so saturiert geworden sind und nicht mehr den Schwung haben, einfach zu sein, einen Anfang zu setzen. Sie kennen das Wort, das Professor Burgbacher bei der Bundestagsdebatte um die Regierungserklärung so ernst und scherzhaft meinte: „Was den Deutschen fehlt, ist ein Reistag, nicht ein Reichstag.“ Damit sie wieder nüchterner werden, damit sie wieder geläuterter werden und nicht meinen, die Tische müßten von Jahr zu Jahr immer noch voller werden.

Wir behandeln unsere Jugend als „ostdeutsche Jugend“. Ist sie es noch?

Meine Damen und Herren, scheint es so, oder täusche ich mich, daß eine Generation unter uns, ich will sie nicht einmal bezeichnen als junge Generation, sondern ich will sie bezeichnen als eine Generation der Anpassung – daß sie bereit ist, völlig in der neuen Umwelt aufzugehen? Dürfen wir heute noch von Schlesier Jugend, von Junger Aktion Sudetendeutscher Jugend, von Danziger Jugend oder Ostpreußischer Jugend sprechen, oder müssen wir nicht ein wenig innehalten und sagen, das ist eine Bayerische oder Niedersächsische Jugend, deren Vorfahren aus Ostpreußen, aus dem Sudetenland stammen? Liegt darin nicht auch ein Ansatz zum Umdenken für das Programm unserer Gemeinschaften?

Sind unsere Sorgen zu Sorgen des ganzen Volkes geworden?

Lassen Sie mich weiterfragen: Ist es uns gelungen, hineinzuwirken in den Kreis der Einheimischen und sie für Ostfragen zu interessieren? Wenn Kurt Wessel im Bayerischen Rundfunk Probleme der Vertriebenen anschneidet, dann sind es meistens Vertriebene, die da hart diskutieren. Ganz selten nur werden zu solchen Gesprächen Einheimische hinzugenommen. Ist es uns wohl überhaupt gelungen, die Heimatverbliebenen in den Fragenkreis der Heimatvertriebenen einzuführen? Oder haben wir uns vielmehr für die Fragen und Probleme der Einheimischen interessiert?

Die Vertriebenen erfüllen wichtige Aufgaben in unserer Gesellschaft. Denken wir an die Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben, die Vertriebene sind. Aber – lassen Sie mich das fragen – sind sie auch in diesem Wirkungskreis, weil sie das Gedankengut der Vertriebenen hier hineintragen wollten, oder aber sind sie in diesen Kreis gekommen, weil sie das Gedankengut der Menschen ihrer neuen Umgebung sich schon zu eigen gemacht haben? Kann man – ohne sich der Gefahr auszusetzen, nicht ernst genommen zu werden – sagen, ich übernehme dieses öffentliche Amt deswegen, weil ich eine innere Verpflichtung dazu

verspüre aus dem Schicksal meiner Vorfahren, meiner Eltern oder aus dem Schicksal meines eigenen Lebens heraus, oder wird das „Vertriebenensein“ als Beigabe mit hinzugenommen?

Hat die Vertreibung einen echten religiösen Aufschwung gebracht?

Ein Weiteres: Wir sagen, die Not der Vertreibung hat auch einen religiösen Aufschwung in unseren Herzen entfacht. Es ist wahr, und dokumentarisch ist es belegt – wiederum von Staatssekretär Dr. Nahm in seiner Schrift „Der kirchliche Mensch in der Vertreibung“: „In den Gemeinden war, je näher die Gefahr kam, der Gottesdienstbesuch sprunghaft angestiegen. Auch solche Gemeinden, die vorher durch die nationalsozialistische Politik der Kirche abspenstig gemacht wurden, füllten jetzt andächtig die Kirche. Als deutlich geworden war, daß alle anderen das Volk schmählich im Stiche ließen, wandte man sich um Rat an den Pastor.“⁵ Das war ja auch das Lebenselement der Vertriebenenarbeit: um den Seelsorger einer Gemeinde bildeten sich die ersten Kontaktstellen. Hier erfuhr man, wo der Nachbar oder der Freund und Bekannte geblieben war. Was in den Jahren 1945 bis 1950 von den Seelsorgern an Vermittlung solcher Verbindungen geschaffen worden ist, die zum Konzentrationspunkt heimatlich-kultureller Arbeit geworden sind, darüber, glaube ich, läßt sich gar nicht debattieren, das ist ein Faktum. Kein anderes Ereignis und keine anderen Persönlichkeiten als eben die Priester haben diese Vertriebenenarbeit in den ersten Jahren initiiert und waren die Träger und Vermittler solcher Arbeit.

Hören wir weiter, was im Jahre 1955 gesagt werden konnte: „Heute sind die großen Wallfahrten stärker besucht als in den Jahren ihrer Entstehung. Sie geben den heimatlichen Liedern und Gebräuchen die Möglichkeit der Entfaltung und Weitergabe an die Jugend, die im Verband der Familie und in eigenen, geistig tapferen und wegweisenden Gruppen in überraschender Zahl dem Beispiel der Alten folgt. Die Wallfahrten sind Heimattreffen unter göttlicher Patronanz. Trost und Stärke, die von ihnen ausgehen, mildern die Erinnerungen an die Härten des Kampfes um Wartung, Wohnung und Existenz. Sie ermuntern zum Durchhalten in den Mühsalen eines beziehungsarmen Daseins und fördern so eine positive staatsbürgerliche Haltung.“⁶

Meine Damen und Herren, mit kommt es manchmal vor, als wenn es den Vertriebenen ähnlich ergeht wie dem heiligen Paulus, der auch glaubte, der Jüngste Tag stehe unmittelbar bevor und immer mehr einsehen mußte, daß das Kommen des Reiches Gottes ja zeitlich nicht zu bestimmen war. Ich könnte mir denken, daß er vor einem ähnlichen Problem gestanden hat wie heute die Führer der Heimatvertriebenen: nämlich den ihnen Anvertrauten klarzumachen, daß das, was sie selbst in den Anfangsjahren geglaubt haben, doch noch nicht eintreten wird, sondern daß es in ferne Zukunft hinausgeschoben ist.

Hier steht, daß „die Wallfahrten zum Durchhalten Kraft und Trost spenden“. Zu welchem Durchhalten? Zum Durchhalten bis zu dem Tag, an dem wir abberufen werden von dieser Erde oder bis zu jenem Tag, wo wir zurückberufen werden in die angestammte Heimat? Diese Gläubigkeit: Haltet aus, es kommt die Zeit, in der alles zum Besten geregelt wird, in der wir die Heimat wieder erreichen werden, war 1946/47 bei den ersten Treffen da.

Wir fragten uns dann: Was ist denn Heimat? Ich erinnere mich noch der Studientagungen in den nächsten Jahren mit Prälat Golombek über „Heimat“. Wir lernten Heimat in ihrem geographischen, in ihrem menschlichen und in ihrem göttlichen Bezug kennen. Alle drei Bereiche zusammen machen Heimat aus. Könnte auch eines von den dreien allein ausreichen? Es war gar nicht mehr so leicht zu sagen: Haltet durch und seid getröstet! Wir mußten überlegen: Wohin führen wir unsere Gemeinschaft?

Ein weiteres Zitat zu dem religiösen Aufschwung. Hier zeigen sich die konkreten Schwierigkeiten. Die kirchliche Einfügung auch der Katholiken unterstreichen sehr anschaulich einige Berichte aus der Zeit von 1950. Da schreibt z. B. eine Einheimische: „Die Vertriebenen wollen ihren heimatlichen Gewohnheiten mit unzähligen Seelenämtern und Prozessionen usw. treu bleiben, wollen am liebsten nur ihre Lieder singen . . . Wer hat hier ältere Rechte? Wir haben die Fremden nicht gerufen. Sie dürfen nicht vergessen, daß sie schließlich nur Gäste sind. Zu Beginn des Advents hat das der Herr Vikar einmal offen und deutlich gesagt. Seitdem bleiben viele weg . . . Wir sind alle unzufrieden und bedrückt. Der geschlossene Kreis unserer Heimatgemeinde, der uns lebend umfing, ist gesprengt.“⁷

Hören Sie auch von Schelsky ein Zitat über seine soziologischen Untersuchungen: „Dagegen müssen wir immer wieder feststellen, daß eine durchaus christlich gesinnte und kirchlich eingestellte Familie nicht mehr am kirchlichen Leben teilnimmt oder ihre religiösen Bedürfnisse beiseite schiebt, weil sie vor Berufs- und Arbeitserfülltheit ihres Tages gar nicht mehr dazu kommt. Das religiöse Leben geht in einer Gleichgültigkeit unter, die nicht aus einem Entschluß oder einem Gesinnungswechsel stammt, sondern aus der Überlastetheit des Daseins mit anderen, dringenderen, wenn auch primitiveren, materiellen Ansprüchen.“⁸ Fragen wir uns, ich kann nicht für Ihre Gemeinschaften antworten – es ist vermessen, wenn ich jetzt auch nur eine Behauptung aufstelle – aber denken wir zumindest darüber nach: Ist es nicht auch oft bei uns selbst so, daß wir dringenderen, wenn auch – wie Schelsky sagt – primitiveren, materiellen Ansprüchen genüge tun müssen und unter der Geschäftigkeit des Tages das Wesentliche vergessen?

Wie können wir unser religiös-kulturelles Erbe erhalten?

Es gehört zum Inhalt, zum festen Wortschatz unserer Programme, daß wir „das religiös-kulturelle Erbe der Heimat erhalten“. Meine Damen und Herren, wenn eine Zeit im Umbruch ist und ein Stilwandel sich vollzieht, dann ist die Frage, was kann von diesem religiös-kulturellen Erbe erhalten bleiben? Was ist es überhaupt? Ist es religiöses Erbe, wenn sich gelegentlich Gemeinschaften zusammenfinden, um in einer besonderen Form des Liedes, des Wortes, sich zu freuen an dem überkommenen Gut? Reicht das aus, wenn wir eigentlich neben uns eine kulturelle Entwicklung sehen, die nicht immer unsere Zustimmung findet, die aber die breitere Volksschicht erfaßt? Kommen wir uns nicht ein wenig vor, wie jene Jugendbewegten, die es noch als Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens als ihre Pflicht ansahen, in Wandervogelkleidung zu Versammlungen zu kommen, nur um zu zeigen, wessen Geistes sie waren und wie sie sich gegen den Zeitgeist auflehnten? Kommen wir uns nicht manchmal vor, wie ein Kreis der Unverstandenen, oder müssen wir uns vorkommen wie ein Kreis, der die Zeit nicht versteht?

Wir hören ehrbare und verantwortungsbewußte Erwachsene oft über unsere Jugend klagen. – Ich selbst fühle mich der Jugend, vielleicht auch der Sturm- und Drangzeit noch nicht ganz entronnen. – Man versteht ihre ausgefallene Kleidung, ihre wüste Musik, ihre verrückten Tänze nicht. – Ich spreche hier nicht von den „Stuhlertrümmerern“. Das sind Leute, Extremisten, die uns ehrlich Sorge bereiten. – Aber vollzieht sich nicht in unserem kulturellen Bereich ein Stilwandel, dem wir, darf ich es so sagen, nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben? Erinnern wir uns an das Wort von Professor Lange, der den Heimatvertriebenen als einen Menschen charakterisiert, der aus der Vergangenheit lebt. Oder gibt es in unseren Gemeinschaften neue, geformte, von Stilelementen unserer heutigen Zeit geprägte kulturelle Ereignisse, die wir dankbar entgegennehmen würden.

Warum sinkt das Interesse an unseren Verbänden?

Meine Damen und Herren, ist es richtig, oder ist es eine fälschliche Behauptung, die die Öffentlichkeit aufstellt, daß die Vertriebenenverbände an Anziehungskraft verloren haben? Im vertrauten Gespräch gesteht es mancher Geschäftsführer, wenn auch ungern, ein, daß die Zahl der Mitglieder seines Verbandes im Sinken ist. Als Beispiel darf ich Ihnen das Mitteilungsblatt einer Landsmannschaft nennen: In den Jahren seiner höchsten Blüte vor etwa 10 Jahren hatte es 21 000 Bezieher. Jetzt ist die Zahl umgekehrt, 12 000 beziehen die Zeitung. Das heißt, fast die Hälfte hat die Gefolgschaft versagt. Es ist eine klar belegte Zahl. Ich will nicht fragen, wie es bei anderen steht. Ist das nun ein Grund zu sagen: Die Vertriebenen haben das Interesse verloren – oder ist es ein Grund, uns zu fragen: Haben wir nichts mehr zu bieten, was Interesse wecken kann? Fehlt uns das gemeinschaftsbildende Gut? Hier, meine ich, haben sich die katholischen Vertriebenen ganz in die Tradition der katholischen Kirche einbetten lassen. Mir ist es als Jugendlichem, der sicher noch nicht weit genug sah und manches übersah, immer sehr merkwürdig vorgekommen, daß die Kirche erst dann reagierte, wenn die Öffentlichkeit etwas falsch gemacht hatte. Wenn sich Fehlentwicklungen zeigten, dann

kam die Kirche und sagte: Das ist falsch, ihr müßt es anders machen. Und wir hätten lieber öfter Wege gewiesen bekommen, wie wir es hätten machen können.

Verhalten wir uns in unseren Gemeinschaften heute nicht oftmals genau so: Wir warten ab, was von außen an uns herangetragen wird. Dann beginnen wir zu reflektieren, ob es wohl falsch oder nicht falsch ist. Das bedeutet nicht, daß wir keine eigenen Gedanken haben, vielmehr, daß wir nicht genug agieren, sondern immer wieder nur reagieren. Ich sagte Ihnen zu Anfang, es geschieht wieder viel auf dem Vertriebenensektor. Nur – haben die guten und treuen Gefolgsleute der katholischen Vertriebenenverbände daran mitgewirkt, oder ist das neben uns gewachsen, und wir sehen es jetzt als unsere Aufgabe, die Feuerwehr zu rufen, um das zu löschen, was uns in der Tat verbrennen könnte?

Lassen Sie mich noch einmal fragen: Geht es uns in den katholischen Vertriebenenverbänden ähnlich wie dem BHE? (Sie entschuldigen den Vergleich mit einer politischen Partei) Mit dem Verschwinden der materiellen Not der Vertriebenen schwand auch das Interesse an der Partei. Oder aber haben wir eine tragende Idee, aus der heraus Gemeinschaft besteht, und ein Bildungsprogramm, nach dem diese Gemeinschaft sich ausrichten und handeln kann?

Ich will Ihnen ein Erlebnis aus meiner eigenen Landsmannschaft wiedergeben. Der Bund der Danziger hat viele Ortsstellen, in denen zunächst monatlich eine Versammlung veranstaltet wurde. Langsam ließ das Interesse nach. Ähnlich ging es vor etwa 2 Jahren bei der Bundeskulturtagung der Danziger. Man suchte dort nach Möglichkeiten, nicht ständig nur – um mit Lange zu sprechen – „in und aus der Vergangenheit zu leben“. Hier ergab sich die Schwierigkeit, daß Menschen aller politischen Richtungen und Weltanschauungen in dem Bund vertreten waren. Wonach sollte man sich ausrichten?

Zufällig ergab sich ein Gespräch mit einer von mir sehr hoch geschätzten Persönlichkeit aus diesem Kreis, woraufhin dann Katholiken gebeten wurden, auf der Tagung zu referieren. Das für mich erstaunlichste und für mich auch nachdenklichste war, daß das, was wir in unseren Verbänden als eine mögliche Grundlage unserer Einstellung zu bestimmten Vertriebenenfragen mühsam erarbeitet

hatten, hier dankbar und als eine Stütze in den Wirren unserer Zeit aufgenommen wurde.

Ich habe das bewußt berichtet, um Ihnen deutlich zu machen, daß wir mehr besitzen, als wir zu besitzen glauben. Nur weil uns dieser Besitz unseres geistigen Gutes so selbstverständlich ist, haben wir keine neue Methode und keine Wege entwickelt, um das zu verkünden, um das herauszustellen in unserer Öffentlichkeit. Diejenigen, die die Meinung der Öffentlichkeit bestimmen, sind hervorragende Rhetoriker, aber nicht immer gute Denker. Umgekehrt ist es oft bei uns. Wir meinen, mit den Mitteln, mit den Fähigkeiten der Kinder dieser Welt etwas vorsichtig sein zu müssen und hilflos sein zu dürfen und leben aus der Kraft unserer Überzeugung. Beides aber ist notwendig: sich die Methoden dieser Welt anzueignen, aber die Substanz unserer eigenen Gläubigkeit und Überzeugung mit in die Waagschale zu werfen, und da bin ich nach dem eben erzählten Erlebnis der Meinung, daß wir viel mehr zu bieten haben, als wir selbst glauben.

Zu diesem gesamten Fragenkreis noch eine kritische Anmerkung: Wenn ich dem Handbuch für die deutsche Presse glauben darf, dann gibt es 387 verschiedene Vertriebenenzeitungen! Das sind mehr, als es Tage im Jahr gibt! Wo ist die Solidarität, die Kooperation auf dem katholischen Sektor? Wo ist die gemeinsame Stoßkraft, die nicht verleugnen muß, daß es Unterschiede zwischen unseren Gruppen gibt, die in unserer Herkunft und Eigenart begründet sind? Ich darf auf diesen Gedanken gleich noch einmal zurückkommen.

Haben wir die nachgewachsene Generation genügend geformt?

Lassen Sie mich eine nächste Überlegung anstellen. Wir haben uns daran gewöhnt zu sagen und zu hören, eine Entwicklung ist zu Ende, eine Wachablösung hat begonnen. Fragen wir uns, hat diese Wachablösung in unseren katholischen Vertriebenenverbänden begonnen? Ja, überlegen wir, wer löst eigentlich wen bei der Wache und zu welchem Zweck ab? Nehmen Sie das nicht als Ironie oder als eine leichtfertige Bemerkung. Wohl aber als etwas, was uns 20 Jahre nach der Vertreibung nachdenklich stimmen muß: Das Gesicht

unserer Vertriebenenverbände ist in der Regel geprägt von einer Generation, der wir sehr dankbar sind, die sich doch aber langsam zurückziehen müßte aus der aktiven Führung. Sind aber für die Wachablösung die neuen Wachen da? Oder sind nur die Älteren diejenigen, die überhaupt noch etwas zu bewachen haben und sich darum dieser Pflicht unterziehen? Wächst eine Generation nach, die keine Tradition hat oder eine Generation, die geformt ist aus einem Geistesgut, das wir durchforscht, durchdacht und miteinander errungen haben und in eine neue Form geprägt haben?

Haben wir mit dieser Generation die geschichtlichen Tatsachen reflektiert? Können wir überhaupt geschichtlich denken und sind unsere Mitglieder bereit dazu?

Als wir 1950 den Gedanken an eine Aussöhnung mit Polen aussprachen, wurden wir angefeindet. Ich habe es selbst bitter erlebt, als ich in einem großen Stadion zu sagen gewagt habe: „Wenn es darauf ankommt, mit unserem Christentum ernst zu machen, dann kann ich nicht anders, als zu sagen: Ich reiche die Hand zur Versöhnung auch der Jugend des Polnischen Volkes.“

Als das 1950 beim Schlesiertreffen in Köln mit anderen Worten ausgesprochen wurde, hat man den Redner – ich glaube, es war Paul Löbe – ausgepiffen. Seine Frage: Was würdest Du tun, wenn Du im Hause Deines Vaters bei der Rückkehr einen Stalinisten vorfändest? wurde als undenkbare Herausforderung aufgefaßt. Heute spricht man von Versöhnung.

Wir haben nur sehr langsam gelernt, daß es gar nicht anders geht. Mir kommt es aber so vor, als wenn wir immer noch bei den Diskussionen um die Aussöhnung auch in unseren eigenen Vertriebenenverbänden nach dem Motto verfahren: Suchen wir die Wahrheit aber haben wir Mißtrauen. Es wird ein gefährlicher Weg, wenn wir nicht bereit sind, das Herz in die Waagschale zu werfen und in glühender Liebe und Brüderlichkeit diesen Weg zu gehen. Ich spreche nicht für ein Hinnehmen von Halbwahrheit oder Fälschung, sondern für ein Beginnen im Wissen um die Wahrheit, aber ohne Mißtrauen und Vorbehalt.

Sind wir zu leicht bereit, mit der neuen Umwelt zu verschmelzen?

Noch ein letztes Wort der Kritik, dann muß ich Ihnen Konstruktives sagen. Man kann leicht sehr viel zerschlagen, doch mit welchem Sinn, wenn nicht daraus Neues entstehen sollte.

Es scheint mir manchmal, daß wir uns typisch deutsch verhalten. Ich habe aus der ersten modernen deutschsprachigen Kirchengeschichte Polens, die in diesen Tagen herausgekommen ist, den Anfang ausgewählt, um Ihnen vorzustellen, warum ich das meine.

Professor Manthey, der diese Kirchengeschichte verfaßt hat, schreibt in den ersten Sätzen: „Das Volk der Polen führt seinen Namen von dem slawischen Wort „Pole“ – „das Feld“. In lateinischen Urkunden des Mittelalters taucht dieser Name auch in lateinischer Übersetzung auf als „Campestres“ – „die Feldleute“ von lateinisch „campus“ – „das Feld“. Der Name bezeichnet sehr treffend die slawische Bevölkerung des Binnenlandes zwischen Weichsel und Warthe im Unterschied vor allem zu der Bevölkerung an der Ostsee, welche die Bezeichnung „Pomerani“ oder „Pomorani“ trägt – anknüpfend an den slawischen Ausdruck für „Meer“ – „Morze“. Dieser Name ist in den deutsch gewordenen Bezeichnungen „Pommern“ und „Pommerellen“ noch erhalten. Vielleicht erklärt sich aus der alten Bezeichnung für das polnische Volk „Polani“ oder „Poloni“ – Leute des Feldes – ein wesentlicher Charakterzug dieses Stammes: seine innige Bodenverbundenheit. Der Pole ist er selber nur auf dem Felde, dem „Pole“, während der alte Name für die Deutschen „thiudisk“ wohl andeuten mag, daß diese sich in erster Linie als „Volk“ fühlen, daß sie in ihrem volklichen Leben und Erleben immer auf das Zusammensein mit Menschen der gleichen Abstammung und Sprache angewiesen sind, woraus sich vielleicht erklärt, daß der Deutsche – dessen Nation ja im Anschluß an die Völkerwanderung entstanden ist – sich selbst gern und leicht aufgibt, wenn er unter fremden Menschen lebt, während der Pole seiner Muttererde treu bleibt, aus ihr all seine Kraft schöpft, in ihr verwurzelt ist und nie von ihr weicht.“⁹

Sind wir nicht oft auch sehr leicht bereit, alles, was uns in der neuen Umwelt begegnet, gern und dankbar aufzunehmen, uns anzupassen

und schnell mit dieser neuen Welt zu verschmelzen? Denken wir nur an die Anpassung in Sprache und Stil.

Wir sprechen oft so ohne Vorbehalte von dem Willen zu einer möglichen Rückkehr, ohne zu bedenken, daß für sehr viele von uns ja das Wort Rückkehr schon nicht mehr zutrifft. Sie sind hier geboren und müssen neu aufbrechen in das Land ihrer Väter, müssen aufgeben, was ihnen hier rechtens gehört, nämlich die Heimat in dieser Umgebung.

Wir beantworten jede Frage nach der Rückkehr sehr leicht mit einem selbstverständlichen Kopfnicken. Wissen wir aber wirklich, was das heißt? Sind wir uns klar, daß damit Opfer und Verzicht verbunden sein werden: das Aufgeben der längst vertraut gewordenen Umgebung und der Heimat unserer Kinder hier, das Verzichten auf unsere gesicherte Existenz, um aufzubrechen zu einem mühsamen Wiedergang im Osten – vielleicht ohne die jetzt gewohnten wirtschaftlichen Voraussetzungen?

Ich glaube, dieser Aufbruch einer Nation muß zumindest sehr in Frage gestellt werden, wenn wir nicht die Hinführung zu Opfer- und Verzichtsbereitschaft als ein Element unserer Bildungsarbeit mit einplanen.

Unsere Vertriebenenarbeit in der Zukunft - Wo sollten wir die Schwerpunkte setzen?

Sie haben mir zu unserem Thema die Frage gestellt: „Wohin geht der Weg in die Zukunft – wo liegen mögliche Schwerpunkte für unsere Arbeit?“ Ich nehme nicht für mich in Anspruch, Ihnen einen lückenlosen Überblick über diese Schwerpunkte geben zu können. Ich habe aus meinem Gesichtskreis vier wesentliche Punkte ausgewählt und möchte sie Ihnen vortragen als einen Beitrag zur Diskussion über eine mögliche Weichenstellung.

Alles ist in Bewegung geraten. Wir leben in einer herrlichen Zeit. Wir können mitwirken, wenn wir nur den Willen haben und den Mut, unsere Gedanken in die Diskussion hineinzubringen, den Mut mitzuringen und so mitzubestimmen.

Der Dialog mit dem Osten

Meine Damen und Herren, es ist so selbstverständlich geworden, daß wir das Gespräch mit dem Osten wollen und fordern. Doch ich habe den Eindruck, daß dieses Gespräch von ganz anderen bereits seit Jahren geführt wird. Ich habe davon gehört, daß zum Beispiel in Warschau ein Stahlwerk errichtet wird. Mindestens für die erste Zeit müssen deutsche Fachleute daran mitbauen. Was werden sie wohl in ihrer Freizeit tun? Unterhalten sie sich nur über die Erhitzbarkeit und Härte eines Stahls, oder haben sie auch andere Interessen? Ich habe mit einem Kreis von solchen Ingenieuren zusammengesessen und habe diese Frage an sie gestellt. Da haben sie gesagt: „Wir unterhalten uns eigentlich über das, was uns persönlich angeht, wie es

unseren Familien geht, wie es unseren Kindern geht, was aus unseren Kindern werden soll, was für Möglichkeiten wir wirtschaftlich haben." Wir haben da, wenn wir das alles analysieren, eine Unmenge von Ansatzpunkten, um klar zu machen, welches die Eigengesetzlichkeit des deutschen Volkes und die Eigengesetzlichkeit des polnischen Volkes ist, welches die Bedrängtheit des polnischen Volkes und welches die Versuchung des deutschen Volkes ist. Das ergibt sich im alltäglichen Gespräch ohne Programm. Auf meine Frage: „Von welcher Grundlage, von welcher überzeugenden Aussage her führen Sie dieses Gespräch?“ kam die Antwort: „Ja, ich sage, was mir richtig erscheint.“ Meine Damen und Herren, wir sehen ganz sicher Positives, aber möglicherweise auch Negatives darin, daß hier jetzt Kontakte geschaffen und Gespräche geführt werden, während wir uns immer noch anschicken, den Anzug zu büsten für ein korrektes Auftreten bei solchen Gesprächen. Vor Jahren, als die ersten Touristen in den Osten fuhren, entstand eine heiße Diskussion darüber, ob man solches dulden und unterstützen dürfe. Bei ruhiger Betrachtungsweise hat sich gezeigt, daß auch so Ansätze zu einem Gespräch mit den Völkern möglich sind. Das ist sicher nicht die ideale Form, doch wir müssen bescheiden genug sein, diese ersten Anknüpfungspunkte anzuerkennen.

Aber kennen wohl diese Facharbeiter und Touristen, kennen wir selbst überhaupt den Partner, mit dem wir da sprechen wollen? Kennen wir die Mentalität und Geschichte dieses Volkes? Es sind schon viele hervorragende Aussagen darüber gemacht worden, aber können wir all das verarbeiten und zu unserem geistigen Besitz machen? Das heißt: haben wir uns genug die Zusammenhänge klargemacht, damit wir die Daten und Fakten einzuordnen vermögen? Ich darf Ihnen hier ein Beispiel aus meinem Beruf anführen:

Jedes Jahr werden an der Pädagogischen Hochschule Aufnahmeprüfungen für Nichtabiturienten durchgeführt und seit einer Reihe von Jahren habe ich die Aufgabe, dabei Aufsätze durchzusehen. Jedesmal erlebe ich mit Sorge, wie junge Menschen eine Sammlung von angelerntem, unverarbeitetem Wissen niederschreiben. Und diese Prüflinge sind nicht irgendwelche junge Menschen.

Sie stehen alle bereits in einem Beruf und haben sich entschieden, die Sicherheit dieses Berufes mit der Ungesicherheit eines dreijährigen Studiums zu vertauschen. Dahinter steht bei jedem ein ernstes Wollen und ein schwerwiegender Entschluß.

In diesem Halbgebildetsein liegt meines Ermessens eine Gefahr für unsere Erwachsenenbildung allgemein, also auch für unsere Vertriebenenverbände. Wir halten ausgezeichnete Vorträge in geschliffenem Ausdruck und auf der Grundlage großer Sachkenntnis. Wir haben aber bei unseren Mitgliedern nicht genügend Voraussetzungen dafür geschaffen, daß sie diese Referate verarbeiten können. Sie behalten zunächst einen Katalog von Fakten. Im Langzeitgedächtnis bleiben überhaupt nur noch ganz wenige Daten und Geschehnisse haften, die gelegentlich wieder genannt werden, aber weil sie aus dem Zusammenhang genommen sind, leicht mehr Verwirrung als aufbauende Hilfe bringen können.

Es kommt also darauf an, einen Kanon des Wissens aus der Vergangenheit des Volkes, mit dem wir sprechen wollen, zusammenzufügen, damit wir nicht durch Stückwissen zu einer gefährlichen Meinungsbildung beitragen.

Das Gespräch mit den Völkern des Ostens scheint mir eine Zukunftsaufgabe zu sein. Dabei ist gewiß Geduld notwendig, denn die Beziehungen sind zweifellos belastet. Wir wollen dadurch nicht bestimmte Dinge langsam in Vergessenheit geraten lassen. Geschichtliche Fakten bleiben geschichtliche Fakten. Wohl aber wollen wir mit Klugheit und ohne leichtfertiges Reden die Argumente einzuordnen und die Probleme zu klären versuchen. Wir wollen uns das Gespräch nicht durch jene Unverbesserlichen verderben lassen, die immer noch meinen, am deutschen Wesen sei alles genesen. In einigen Landsmannschaften erwächst uns hier eine Belastung, der wir als die Klügeren begegnen sollten.

Wir täuschen uns nicht darüber hinweg: Das Gespräch ist belastet. Ich habe hier eine deutsche Übersetzung aus einer polnischen Zeitung – „Dziennik Baltychi“ vom 19. November 1965, einen Tag nachdem der Bund der Vertriebenen in Rom war und von Papst Paul VI. in einer Sonderaudienz empfangen worden ist. Hören Sie genau zu und denken Sie vielleicht über das nach, was wir besprochen haben bezüglich der Einladung der polnischen an die deutschen Bischöfe.

„Sonderbaren Gästen gewährte dieser Tage Papst Paul VI. eine Sonderaudienz. Im Seitenschiff des St. Petersdomes hielt er vor einer Gruppe von Vertretern von revisionistischen Umsiedlerorganisationen in der Bundesrepublik eine Ansprache und versicherte ihnen, daß ,ihr schweres Schicksal ihm am Herzen liege‘

Es ist kein Zufall, daß sich an der Spitze dieser Revanchistendelegation neben dem Vorsitzenden des ‚Bundes der Vertriebenen‘

Wenzel Jaksch auch der Staatssekretär im Bonner Bundesministerium für Umsiedlerangelegenheiten Peter Paul Nahm befand. Auf diese Weise wurde die Übereinstimmung der Auffassungen und die Zusammenarbeit betont, die zwischen den amtlichen bundesdeutschen Stellen und den am lautesten schreienden Revisionisten herrscht. Es überrascht nur, daß es der Papst für angebracht hielt, diese Zusammenarbeit zu segnen.

Während des ganzen zweiten Weltkrieges hatte sich der Vatikan nicht ein einziges Mal dazu aufgerafft, ein Wort der Verdammung an die Adresse der Nazimörder zu richten, deren Opfer unter anderem Millionen polnischer Katholiken waren, darunter eine beträchtliche Anzahl Geistlicher. Es muß hinzugefügt werden, daß die Delegation unter dem Patronat des Bischofs Janssen stand, der einer der übelsten Lobhudler des Führers gewesen war. 20 Jahre lang seit dem Krieg hat es der Vatikan nicht fertiggebracht, jenen Akt historischer Gerechtigkeit anzuerkennen, der die Rückkehr der West- und Nordgebiete zu Polen darstellt, und weiterhin lehnt er die Errichtung einer dauernden polnischen Kirchenverwaltung in diesen Gebieten ab. Erst kürzlich hatten sich während des Pontifikats von Johannes XXIII. und nach Ernennung eines polnischen Bischofs für die Diözese Danzig Möglichkeiten für eine realere Behandlung der schon seit 2 Jahrzehnten bestehenden Rechtsordnung durch den Heiligen Stuhl abgezeichnet“

Meine Damen und Herren, nur eine Anmerkung dazu: Bewundern Sie auch den Mut der polnischen Bischöfe zu sagen: Wir vergeben und bitten um Vergebung.

Übernahme moderner Bildungsmethoden

Einen zweiten Schwerpunkt möchte ich Ihnen aus meiner Sicht für die Zukunft sagen. Erkennen wir die Notwendigkeit zu konzentrieren und spezialisieren, um dadurch Profil zu schaffen.

Es vollzieht sich in unserem Vaterland ein kulturpolitisch bedeutsamer Prozeß, dem wir mit Unbehagen, Unkenntnis oder Nichtbeachtung begegnen.

Es gab z. B. eine harte Diskussion, ob die kleine konfessionell einheitliche Landschule zugunsten einer oft konfessionell gemischten Mittelpunktschule verschwinden dürfe. Heute ist man sich darüber einig, daß wir nur durch eine solche Konzentration, wie sie in der Mittelpunktschule möglich ist, dem Anspruch einer hochqualifizierten technischen Gesellschaft bezüglich der schulischen Bildung für die nächsten Jahrzehnte gerecht werden können. Es ist selbstverständlich geworden, daß es im Hinblick auf ein profiliertes Wissen Mittelpunktschulen mit kostspieligen Lehr- und Lernmitteln geben muß, obwohl die Voraussetzungen für die personale Bildung in der kleinen Landschule günstiger sind. So war die Entwicklung in Niedersachsen und Hessen, und so verläuft sie zur Zeit in einigen anderen Ländern.

Ein weiterer Gedanke dazu: Der deutsche Ausschuß für das Bildungswesen hat eine Neuordnung der Schulen in Vorschlag gebracht. Darin befindet sich eine merkwürdige Stufe des 5. und 6. Schuljahres, die „Förderstufe“. Man will Schluß machen mit der Zäsur nach der 4. Klasse, bei der bisher die Entscheidung fiel, ob begabt oder unbegabt, ob Oberschüler oder Volksschüler. Alle Kinder sollen die Möglichkeit haben, die ihnen gemäße Bildung zu erhalten. Diese zwei Jahre sollen dazu dienen, die besondere Begabungsrichtung des einzelnen besser zu erkennen, um ihn dann erst im Alter von 12 Jahren der ihm gemäßen Schule zuzuführen.

Ich berichte Ihnen diese Beispiele aus dem Schulleben, weil ich meine, auch wir sollten Mittelpunkte, Konzentrationspunkte schaffen, auch wir müßten – lassen Sie mich die Vokabeln so übernehmen – „Förderstufen“ in unserer Gemeinschaft einrichten.

Wir müßten auf der breiten Grundlage aller unserer Gruppen zusam-

men unser Bildungsprogramm zu verwirklichen suchen. Die Grenzen unserer Gruppen müssen durchlässig bleiben, damit sich zur Behandlung spezieller Fragen und Aufgaben fähige und interessierte Mitglieder aller unserer Gemeinschaften zusammenfinden können, um sich auf diesem besonderen Gebiet weiterzubilden und gleichzeitig ihre Arbeit für alle fruchtbar zu machen.

Wir erleben heute, wie auf dem gesamten Gebiet der Bildung und der Wissensvermittlung die Entwicklung voranschreitet. Es wird nicht mehr lange dauern, dann werden wir es zum Beispiel als Selbstverständlichkeit betrachten, daß technische Medien, ja Maschinen Wissen vermitteln. Daß die konventionelle Form des Unterrichts nicht aufgegeben wird und daß die personale Bildung nicht von ihrem Platz verdrängt wird, ist sicher. Aber die reine Wissensvermittlung wird weithin Maschinen überlassen, die da unbestechlicher sind und vieles besser können als jeder Lehrer, der 30 Jahre lang den gleichen Kanon an Wissen lehrt und vielleicht dabei zum Kauz wird und sich für die personale Durchformung seiner Schüler gar nicht mehr beweglich genug halten kann.

Was heute schon in Amerika selbstverständlich ist, wird in Deutschland in einigen Jahren nachgeholt sein. Wir aber – lassen Sie mich das scherzhaft sagen – in unseren Verbänden – und das trifft sicher nicht nur die Vertriebenenverbände – wir stricken immer noch fleißig mit der Hand. Bei uns zeigen sich noch keine Ansätze, diese Entwicklung, die sich in dem Bildungswesen vollzieht, aufzugreifen und für uns fruchtbar zu machen. Wir müßten unsere Programme, unsere Methoden überprüfen. Das ist leicht gesagt, aber könnten wir uns nicht wirklich an den Möglichkeiten der Förderstufe orientieren. Sie bietet zwei Gleise: einmal den konventionellen Kanon des Bildungsvollzuges überhaupt in einem Kernunterricht, an dem jeder teilnehmen muß, dann aber die besonderen Kurse, die den einzelnen aufgrund seiner individuellen Begabung besonders fördern.

Und jetzt lassen Sie mich wieder fragen – und hier liegt meines Ermessens ein Ansatz für die Zukunft: Wo sind die Spezialisten in unseren Gemeinschaften? Ich weiß, daß wir einige haben, und wir können es nicht hoch genug einschätzen, sie zu besitzen.

Wo haben wir aber den Spezialisten, der sich mit Heimatrecht und Heimatfragen insgesamt auseinandersetzt, der uns Antwort geben kann,

wenn wir zur Diskussion aufgefordert werden? Wo haben wir den Fachmann für Geschichte? – Ihn würden wir noch am leichtesten finden. – Wo haben wir den Spezialisten, der sich um soziologische Fragen bemüht und etwa das aufarbeitet, was sich in unserer gesellschaftlichen Struktur durch die Heimatvertriebenen verändert? Wo haben wir den Fachmann, der uns eine klare, saubere und in jeder Hinsicht unbestechliche Antwort auf die Gedankengänge in der EKD-Denkschrift geben kann? Wo ist der Fachmann, der etwa den Parteien gegenüber, sei es CDU, SPD oder FDP, klar vertreten kann, was unser Programm oder was unsere politische Ansicht ist? Sind unsere Verbände, meine Damen und Herren, die Vermittler traditionellen Bildungsgutes und Bildungsvollzuges oder aber überlassen wir dieses allein den Schulen und Hochschulen, die manchmal nur vom Katheder der Wissenschaft aus ihre Aussagen machen?

Politische Aktivität tut not

Ein Drittes, was mir für die Zukunft wesentlich erscheint, ist dies: In den letzten 20 Jahren lag die Arbeit und die Aussage unserer Vertriebenenverbände hauptsächlich auf religiösem und kulturellem Gebiet. Jetzt scheint die Stunde gekommen, auch in politischen Fragen Rede und Antwort stehen zu müssen.

Bis heute haben wir es eigentlich immer so gehalten, daß wir einen Politiker gesucht haben, dem wir glaubten vertrauen zu können. Ihn ließen wir unsere Interessen vertreten. Das wird sicher auch noch oft in der Zukunft so sein, aber es muß hinzukommen, daß wir ein eigenes politisches Konzept entwickeln, wenn es beispielsweise um das Gespräch mit dem Osten geht.

Und hier, meine ich, sind wir vor unserem Gewissen verpflichtet, uns mit all dem auseinanderzusetzen, was sich politisch in Deutschland vollzieht, ohne uns von vornherein auf die CDU-Linie festzulegen und Überlegungen und Vorschläge anderer Parteien zu verdammen. Es könnten sonst die katholischen Vertriebenen in eine Isolation gedrängt werden, weil sie nämlich von den Trägern der politischen Gewalt in den Ländern nicht ernst genommen werden können. Wir machen es

uns zu leicht, wenn wir einfach glauben, daß innerhalb der Partei, die den christlichen Namen trägt, die unseren Vorstellungen entsprechende Ostpolitik betrieben wird.

Ich kann nicht die Parteiprogramme hier und jetzt gegeneinander abwägen. Aber ich sehe in der gewissenhaften Auseinandersetzung damit eine Notwendigkeit für die Zukunft.

Die Sprecher unserer Erwachsenenverbände haben darüber debattiert, ob es notwendig ist, einen Sprecher der katholischen Heimatvertriebenen zu bestimmen, der den Versuch unternimmt, durch die Solidarität aller Gemeinschaften eine Kooperation in diesen politischen Fragen zu erzielen. Meine Damen und Herren, mir kommt es so vor, als würden wir mit Unbehagen einem solchen Zusammenschluß entgegensehen, aus der Sorge heraus, hier etwas aufgeben zu müssen zum Wohle der Größeren, zum Wohle aller Gemeinschaften, die sich aus den landsmannschaftlichen Verbänden der katholischen Vertriebenen gebildet haben. Aber nur in gemeinsamem Wollen können wir ernstgenommene Partner der großen gesellschaftlichen Verbände unserer Zeit sein.

Vorausschau in die Zukunft

Als letztes möchte ich Ihnen sagen: Werden wir in unseren Verbänden „zukunftsreif“.

1945 war es selbstverständlich, daß sich um den Heimatpfarrer die Gemeinschaft bildete. Hier war der Kristallisationspunkt für das erste Beginnen. So ergab es sich von selbst, daß wir unsere Vertriebenenarbeit kirchenorganisatorisch aufbauten. Nun läßt sich nicht leugnen, daß nach und nach diese Kristallisationspunkte nicht mehr sein werden, weil von der jungen Generation die persönlichen Bindungen zu dem alten Pfarrer, bei dem die Eltern noch zur Erstkommunion gegangen sind, der sie getraut hat, nicht mehr bestehen; weil aber auch nach 20 Jahren mancher dieser Pfarrer nicht mehr lebt.

Ein Zweites: Wir bauen unsere Arbeit im Großen auf den Grundlagen der kirchlichen Hierarchie auf. Es wäre denkbar, daß der Zeitpunkt

kommt, wo von daher einem solchen organisatorischen Zusammenschluß keine Unterstützung mehr gegeben werden kann. Wenn irgendwelche Friedensregelungen zu unseren Gunsten oder Ungunsten eine Lösung bringen, die keinen Apostolischen Visitator der Danziger, keinen Kapitelsvikar der Ermländer mehr zuläßt, was wird dann aus unserer Arbeit? Ist sie dann zu Ende, weil wir den Dienst erfüllt haben und völlig eingegliedert sind in die neue Umwelt, oder aber ist unsere Idee, in der unsere Arbeit wurzelt, so zukunftsreich, daß sie weitergeführt werden muß?

Wenn ich mich recht entsinne, kam 1928 aus dem schlesischen Neiße der Ruf von Prälat Wolker: „Macht mir die Jugend diasporareif!“ Er hat ganz sicher nicht gewußt, was er damit aussprach im Hinblick auf 1945. Er hat damals – so jedenfalls interpretiere ich im Nachlesen – gemeint: Laßt uns anfangen, die Traditionen und die kirchlichen Gemeinschaften zu lockern, damit der einzelne in seinem Gewissen sich klar für die Kirche und für die katholische Arbeit entscheiden kann und nicht nur durch die Tradition gelenkt und geformt wird, ganz gleich, ob er künftig in evangelischer, heidnischer oder katholischer Umgebung zu leben hat. Wie grausam hat sich 1945 gezeigt, daß wir nicht diasporareif waren.

Bedeutet das nicht für uns, 1965, für diesen unseren Bereich zu sagen: Macht unsere Verbände von ihrer Idee, von ihrer Bildungsarbeit her reif, auch ohne den Hintergrund einer kirchlichen Organisationsform und auch ohne finanzielle Zuschüsse von außen arbeiten zu können.

Lassen Sie mich wieder an den Anfang meiner Ausführungen zurückkehren und sagen: Wir wollen handeln in Lauterkeit, in Wahrheit, in Gerechtigkeit, in Duldsamkeit, in Opferbereitschaft. Nehmen wir den Warnruf Skargas nicht als eine historische Begebenheit aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert, sondern fragen wir uns, was davon auch für uns Gültigkeit haben muß. Wir wollen den Bruderdienst an den Völkern leisten. Es werden sich Auseinandersetzungen entspinnen über das, was sich mit der Einladung zum Millennium, zum 1000jährigen Gedächtnis der Christianisierung Polens verbindet.

Meine Damen und Herren, es könnte ja sein, daß der Geist der Erneuerung, der Liebe, der Geist Gottes in der Kirche viel schneller zu wirken beginnt und Ernst macht mit dieser Erneuerung, als wir es vielleicht wahr haben wollen und es uns angenehm ist. Seien wir ihm dann kein Hemmnis.

Lassen wir diesen Anruf und lassen wir diese Zeichen der Zeit wirken und stellen wir nicht schon jetzt negative Spekulationen an. Mich begleitet seit den fünfziger Jahren ein Satz aus dem Neuen Testament. Es heißt da bei Matthäus im 5. Kapitel: „Wenn Du Deine Gabe vor den Altar Gottes bringst und Dich erinnerst, daß Dein Bruder etwas gegen Dich hat“ – überlegen Sie, daß Sie nicht etwas gegen den Bruder haben, sondern, „daß Dein Bruder etwas gegen Dich hat“ – so laß Deine Gabe dort vor dem Altare, und gehe zuerst hin und versöhne Dich mit Deinem Bruder, und dann komm, und opfere Deine Gabe“. Wir suchen die Wahrheit und die Gerechtigkeit. Wir sind nicht bereit, sie verfälschen zu lassen, auch nicht durch noch so geschickte Formulierungen, aber wir sagen nicht: Wir sind mißtrauisch und suchen die Wahrheit und die Gerechtigkeit, sondern wir müßten versuchen zu formulieren: Wir sind wachsam, aber indem wir die Gerechtigkeit und Wahrheit suchen, wollen wir vor allem die Liebe haben „denn diese deckt eine Menge Sünden zu“.

Die Zitate sind folgenden Schriften entnommen

- ¹ Prof. Dr. J. Kleiner, Die polnische Literatur, Potsdam 1929
- ² Aus den Reichstagspredigten, Peter Skarga S. J. (Übersetzung von Dr. M. Dietz)
- ³ Prof. Dr. R. Lange, Theologie der Heimat, Otto Müller-Verlag, Freilassing 1965, Seite 77 ff
- ⁴ Dr. P. P. Nahm, Der kirchliche Mensch in der Vertreibung, Grenzland-Druckerei Wolfenbüttel, o. J., Seite 140
- ⁵ Dr. P. P. Nahm: a. a. O. Seite 108
- ⁶ Dr. P. P. Nahm: a. a. O. Seite 111
- ⁷ Dr. P. P. Nahm: a. a. O. Seite 118
- ⁸ Dr. P. P. Nahm: a. a. O. Seite 119
- ⁹ Prof. Dr. F. Manthey, Polnische Kirchengeschichte, Bernward-Verlag Hildesheim 1965, Seite 11

Bücher zur Ostkunde



Joachim Behnke

Anschauung im Ostkunde-Unterricht durch Vorhaben

Band 1 der Reihe „Handreichungen für den Ostkundeunterricht“

100 Seiten, kartoniert, DM 6,90, viele Abbildungen, Best. Nr. 0204

„Eine praktisch-methodische Darreichung für die Hand des Lehrers. Aufgeschlossene Lehrer werden von der Lektüre dieses Buches einen Gewinn haben“. (A. Peschke in „Amtsblatt des Kultusministeriums Rhld.-Pfalz“)

Georg Grentz

Bauern- und Fischerhäuser

Werkarbeiten zur Ostkunde

Band 2 der Reihe „Handreichungen für den Ostkundeunterricht“

156 Seiten, kartoniert, DM 7,90, Best. Nr. 0205

„Ein reizendes Buch in jeder Beziehung. Jeder, an ostkundlicher Werkarbeit Interessierte, wird es mit Freude in die Hand nehmen und nach den gegebenen Anweisungen die Modelle formen, die ihm besonders nahe liegen“. (Schlesier 1965)

Franz Manthey

Polnische Kirchengeschichte

320 Seiten, Leinen, DM 22,60, Best. Nr. 0208

Das Buch zeichnet in 8 Kapiteln die große Linie der Entfaltung der katholischen Kirche in Polen nach; dabei kommt besonders die Verquickung von nationalen und kirchlichen Elementen in der polnischen Geschichte zum Ausdruck. So wird stellenweise dieses Buch auch zu einer groß angelegten Darstellung der polnischen Geschichte.



BERNWARD VERLAG HILDESHEIM

JOACHIM BEHNKE, 1928 in Zoppot geboren, erlebte die Vertreibung aus der Heimat als 16-jähriger Oberschüler. Während der späteren Schulzeit in Hannover fand er in der wiederauflebenden katholischen Jugendbewegung neuen Wurzelboden. Er half die Danziger katholische Jugend in Westdeutschland zu sammeln und war von 1949 - 1959 deren Sprecher. Doch er fühlte sich ebenso der neuen Heimat verbunden und verpflichtet. Von 1950 - 1960 war er Diözesanjugendführer in Hildesheim.

Sein beruflicher Weg führte ihn über die Pädagogische Hochschule Alfeld (Lehrerexamen 1953) als Volksschullehrer nach Helmstedt und Hildesheim. 1961 wurde er an die Pädagogische Hochschule Alfeld zurückberufen. Hier war er zunächst Assistent für Schulpädagogik, seit 1964 Praktikumsleiter. Aus dieser Zeit stammt seine Veröffentlichung „Anschauung im Ostkundeunterricht durch Vorhaben“.

In der Heimatvertriebenenarbeit half er seit 1960 entscheidend mit beim Aufbau des Bildungswerkes der Danziger Katholiken „Adalbertuswerk“ und wurde dessen Geschäftsführer. Der katholischen Jugend blieb er nach seinem Ausscheiden aus der aktiven Führung als Redakteur der Führungszeitschrift „Der Jungführer“ verbunden.

Er starb im Januar 1966 nach kurzer schwerer Krankheit.